

Gotthard Günther [*]

DAS RÄTSEL DES SEINS

Das verlorene Sein

Die Geschichte der abendländischen Philosophie ist mehr als 2000 Jahre alt, und wenn man die asiatischen Kulturen einbezieht, dann müssen noch grössere Zeiträume in Anrechnung gebracht werden. Trotzdem aber hat sich bis jetzt keine befriedigende Antwort auf die Frage, was Sein ist, geben lassen. Mehr noch: seit Hegels *Phänomenologie des Geistes* wissen wir, dass die Frage prinzipiell und in einem universalen Sinn unbeantwortbar ist und dass sich nur hermeneutische Erläuterungen dessen geben lassen, was eine verflossene historische Periode wohl unter Sein verstanden hat. In diesem beschränkten Sinn kann die Frage allerdings beantwortet werden, vorausgesetzt, dass man sich gegenwärtig hält, dass ein bestimmtes Seinsverständnis nur sinnvoll ist relativ zu der Geschichtsepoche, die die Frage aufgeworfen hat. Praktisch läuft das darauf hinaus, dass die Menschen der betrachtenden Periode gewisse Aspekte der Seinsproblematik bewusst oder unbewusst ausscheiden und somit die Problembreite verengen.

Der enorme technische Erfolg der abendländischen Zivilisation beruht darauf, dass die griechischen Denker eine solche Verengung ganz bewusst vorgenommen haben. Der weltanschauliche Wirrwarr der Gegenwart und die derzeitige Unmöglichkeit eines intelligenten Gesprächs zwischen Religion und Philosophie auf der einen Seite und empirischer Wissenschaft auf der andern ist zu einem sehr erheblichen Teil darauf zurückzuführen, dass die Gesprächspartner sich der historischen Verengung des Problems nicht mehr bewusst sind und die metaphysischen Motive der griechischen Philosophie, die dazu führten, aus dem eigenen Erlebniskreis verdrängt haben.

Man kann mit einer solchen Verengung dieses fundamentalen Problems – existentiell betrachtet – nicht leben, es sei denn, man ergreift gewisse Schutzmassnahmen. Die gründlichste und wirksamste solcher Schutzmassnahmen ist, dass man das Problem einfach vergisst. Man ist sich dabei allerdings kaum der Gefahr bewusst, die eine solche Haltung in sich birgt. Eine längere Vergessensperiode hat nämlich die fatale Nebenwirkung, dass das Problem, wenn es schließlich in das Gedächtnis zurückgerufen wird, nicht mehr verstanden werden kann. Welcher Ingenieur in Wolfsburg oder Detroit interessiert sich heute dafür, aus welchen metaphysischen Motiven der Mensch Autos und andere mechanische Vehikel baut! Und erklärte man es ihm, so würde er nicht ein Wort davon verstehen, ungeachtet der Kompetenz der Erklärung. Die Kraft der pragmatischen Intelligenz beruht darauf, dass sie das Sein (und damit auch Gott) vergessen hat. Man interessiert sich nur noch für das empirisch Gegebene, technisch bearbeitbare Seiende,

* Unterstützt von dem Forschungsbüro der Amerikanischen Luftwaffe, Abteilung Informationswissenschaften, Grant AF-AFOSR 68-1391

erstmalig veröffentlicht in: Civitas Bd. 24, 1969, 521-530

Es handelt sich bei dem Civitas-Artikel um eine Stellungnahme Günther's zu einer Buchrezension.

Abgedruckt in: Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Band 2, p.171-180, Felix Meiner Verlag, Hamburg, 1979.

und die Frage nach Sein-überhaupt als transzendentelem Grund des einzelnen Dinges wird als «metaphysisch» aus dem Bereich der exakten Wissenschaften und der Technik verwiesen. Dort aber, wo man sie weiter diskutiert, wie etwa bei Heidegger, wird ausdrücklich von «einem seit langem herrschenden Unverständnis der Frage nach dem 'Seienden'» gesprochen. «Dieses Unverständnis» – so fährt Heidegger fort – «entstammt einer sich mehr und mehr verhärtenden Seinsvergessenheit» (Einführung in die Metaphysik, 1953, Seite 19).

Das Sein ist exakt und nicht exakt

.....

Man ist sich heute nicht mehr bewusst, dass der ursprüngliche Seinsbegriff der «Onto-Theo-Logik» (Heidegger) durch und durch dialektisch ist. Er ist eine *schwebende* Alternative und nicht eine fixierte, gefällte Entscheidung, die sich aus einer Alternative ergibt. Das heißt, man darf auf die Frage, ob unsere metaphysische Konzeption von Sein-überhaupt exakt oder nicht exakt ist, keine Antwort erwarten, die als der Weisheit letzter Schluss die eine oder die andere Seite vorzieht. Man kann höchstens sagen, dass die Geschichte der Philosophie bisher für die Bearbeitung der einen oder der anderen Seite der Problematik entschieden hat. Und dort, wo diese Bearbeitung wirklich in metaphysische Tiefen zurückging, war man sich dabei immer klar, dass das eigene Tun sich an einer bewusst aufgenommenen Einseitigkeit orientierte.

Von einer solchen Einseitigkeit ist die Rede, wenn ich im *Bewusstsein der Maschinen* festgestellt habe, dass in der klassischen Tradition des philosophisch-wissenschaftlichen^[1] Denkens das Sein-überhaupt als absolute Identität des Unmittelbaren erscheint. Dieser klassische Seinsbegriff bezieht sich nur auf «reflexionsloses Sein» (Hegel), in dem die lebendige Reflexion in ihren Grund zurückgegangen und damit verschwunden ist. Dazu bemerkt ein Theologe: «Diese absolute Identität ist eine historisch unzutreffende Voraussetzung – dabei aber eine Schlüsselposition in Günthers Werk».

Sie ist in der Tat eine Schlüsselposition in meinen Arbeiten – nicht nur in dem besprochenen Buch! Was aber energisch bestritten werden muss ist, dass es sich dabei um eine historisch unzutreffende Voraussetzung handelt. Da dieser Vorwurf in den letzten Jahren schon mehrere Male gegen mich erhoben worden ist, finde ich, dass es höchste Zeit ist, sich dagegen zu wehren. Die Interpretation des klassischen Seinsbegriffs als reflexionslose absolute Identität mit sich selbst ist nämlich alles andere als die private Erfindung eines modernen kybernetisch orientierten Philosophen. Sie ist, wenn man nicht noch weiter zurückgehen will, eine Konzeption des Cusaners. In *De Docta Ignorantia* erscheint das absolute Sein (das heißt Gott) als die *coincidentia oppositorum*. In Gott vereinigen sich alle Gegensätze, und die reine Potentialität ist in ihm identisch mit konkreter Aktualität (possest). Der tiefsinnige Kardinal von Kues erläutert dieses Zusammenfallen aller irdisch-endlichen Gegensätze durch mathematische Beispiele. Wächst

¹ [Anmerkung_evgo]: Diese Aussage bezieht sich auf Günther's Veröffentlichung "*Das Bewusstsein der Maschinen – Eine Metaphysik der Kybernetik*" (AGIS Verlag, Baden-Baden, 1963). Das Buch ist zur Zeit (Dez.'99) vergriffen. Eine dritte erweiterte Auflage erschien im Dezember 2002 im AGIS Verlag (Baden Baden).

etwa die Hypotenuse des Dreiecks ins Unendliche, so verschwindet der rechte Winkel, das heißt die Höhe des Dreiecks über der Hypotenuse wird immer kleiner, bis schließlich Winkel und gerade Linie zusammenfallen. Diesem Beispiel für eine *coincidentia contradictorum* fügt der Kusaner noch andere hinzu, wie zum Beispiel das von Sehne und Kreisbogen: Wächst der Durchmesser des Kreises ins Unendliche, so fällt schließlich die Kreislinie mit der Geraden zusammen.

Wenn aber im primordialen Sein alle Gegensätze verschwinden, so verschwindet damit auch die Möglichkeit des Denkens, denn Denken beruht auf Zweiwertigkeit, das heißt auf dem für es unaufhebbaren Gegensatz von Affirmation und Negation. Das primordiale Sein als *factum brutum* der objektiven, in sich ruhenden Existenz steht also dem Denken als unergründliches gegenüber. Vorläufig aber ist immer noch die Frage offen, wie man dazu kommt, jenes differenzlose Sein des Mit-sich-selbst-entzweiten-Seienden mit der Gottheit zu identifizieren. Dass man es getan hat, ist ein historisches Faktum. Es genügt hier, auf die negative Theologie des Areopagiten hinzuweisen, in der die *coincidentia oppositorum* vorweggenommen ist.

Die Gründe für diese Identifikation sind nicht schwer einzusehen. Der Anfang des Denkens, das heißt dasjenige, was das Denken aus dem Nichts entspringen lässt und es motiviert, ist *logisch* betrachtet Sein-überhaupt, weshalb auch, wie Hegel im 3. Teil seiner *Philosophischen Propädeutik* sagt, «der Anfang der Wissenschaft ... der unmittelbare, bestimmungslose Begriff des Seins» ist. Ontologisch gesehen aber ist Sein-überhaupt der Grund und Schöpfer des empirisch Seienden ... also Gott. Dabei existiert in der Gleichsetzung von Gott und Sein-überhaupt eine dialektische Doppeldeutigkeit. Gott ist sowohl Demiurg als auch nicht-demiurgischer *deus absconditus*. Wie dem auch sei: da die Schöpfungsrelation zwischen Gott und Sein keine zeitliche ist und das Sein Gottes als *deus absconditus* nicht als Vor-Primordialität gegenüber der Primordialität von Sein-überhaupt verstanden werden kann, so schafft Gott im Schöpfungsakt nicht ein Anderes oder Zweites, sondern er schafft sich selbst.

Zurückgehend zu den Formalproblemen der Logik kann man auch sagen, das Letzte, worauf das metaphysische Denken in der Objektivität des Seins stößt, löst die Objektivität als solche auf. Schöpfung ist ein theologischer Ausdruck dafür, dass das in seinen Grund zurückgehende Denken schließlich auf eine Ur-Alternative stößt, – was der genaue Gegensatz zu einer *coincidentia oppositorum* ist. Dieser Gegensatz erscheint bei dem Theologen als Entgegensetzung von analogem und nicht-analogen Seinsbegriff. Nach ihm ist «der Seinsbegriff der besten klassischen Tradition... analog»,^[2] wogegen

² [Anmerkung_evgo]: Aus: "Philosophisches Wörterbuch", Kröner Verlag, Stuttgart 1965

analog (vom griech. *analogos*, "dem Logos entsprechend"), gleichsinnig, entsprechend, ähnlich.

analogia entis (lat. "Ähnlichkeit des Seins"), in der Scholastik Ausdruck für das Verhältnis des ewigen Seins Gottes zum vergänglichem Sein der Schöpfung, die danach ein Gleichnis seines Wesens ist, wobei doch Gott zugleich über diesem Gleichnis steht. Die a.e. wurde auf dem 4. Laterankonzil 1215 formuliert. Der Katholizismus erkennt nur einen Gottesbeweis an, in dem von dem weltlichen Sein auf Gott als seine Ursache geschlossen wird; der Protestantismus verwirft selbst diesen bzw. die *analogia entis*.

Analogie (vom griech. *analogon*, "nach Verhältnis"), Ähnlichkeit, Gleichheit von Verhältnissen, aber auch Erkenntnis durch Vergleich. Zwischen vergleichbaren Dingen muß sowohl Verschiedenheit als auch Ähnlichkeit bestehen und das, womit verglichen werden soll, muß

mir dann vorgeworfen wird, dass ich historisch unzutreffend behaupte, dass der Seinsbegriff, der dieser Tradition unterliegt, nicht analog ist und auf einfache, unentzweite Objektivität eines *factum brutum* hinausläuft. Woraus dann weiter gefolgert wird, dass der gegenwärtige Autor «keine Ahnung von einem christlichen Gottesbegriff zu haben» scheint.

Hier scheint ein erhebliches Missverständnis vorzuliegen. Es wird nicht im geringsten bestritten, dass dem christlich-religiösen Empfinden eine andere (analoge) Seinsvorstellung vorausgeht. Sie ist – weil analog – nicht exakt. Der Seinsbegriff der *coincidentia oppositorum* aber, der «ein Nicht-analysierbares in seiner einfachen unerfüllten Unmittelbarkeit ... als Sein» (Hegel) voraussetzt, ist exakt, weil er nicht bei der Zweideutigkeit einer Ur-Alternative, sondern bei eindeutiger Identität ansetzt.

Die geopfert Dialektik

Es wird leicht vergessen, dass unsere gegenwärtige abendländische Wissenschaft und die in ihr noch offene Problematik ein Resultat der hellenistischen Periode des Denkens ist. Im Hellenismus finden sich christliche, religiös orientierte Metaphysik und griechisch wissenschaftliches Denken zusammen und sind seit den Zeiten des Neuplatonismus kaum noch voneinander zu trennen. In der Vereinigung der beiden scheint vorerst die Religion zu dominieren und das wissenschaftliche Denken in ihre Bahnen zu lenken. Die Philosophie wird *ancilla theologiae*. Sie übernimmt die Rolle einer Dienerin, eine Rolle, die als permanent angesehen wurde. Aber spätestens am Ausgang des Mittelalters zeigt es sich, dass die Dienerin bestimmt ist, zur Herrin zu werden. Denn damit, dass die Theologie in der Entwicklung des Dogmas mit dem Anspruch auftrat, Wissenschaft zu sein, unterwarf sie sich den Forderungen der Logik und damit dem griechischen Geist.

Mit dem letzteren aber verhält es sich so: Auch er beginnt mit einer Konzeption der *analogia entis*, also einem analogen Seinsbegriff. Noch in den platonischen Dialogen ist ganz deutlich zu spüren, dass die Primordialität des Wirklichen nicht dinglich körnige Objektivität, sondern deutbares Gleichnis ist. Sie wurzelt in einer Ur-Alternative, aus der die platonische Dialektik entspringt. Die nichtanaloge *coincidentia oppositorum*, die dem Denken als einfache reflexionslose Unmittelbarkeit entgegentritt, ist undialektisch. Wie man weiß, hat sich die Entwicklung der griechischen exakten Wissenschaft ganz undialektisch vollzogen. Das ist in der Entwicklung des griechischen Denkens ganz deutlich festzustellen. Je weiter diese Entwicklung fortschreitet, desto mehr werden aus ihr die dialektischen Elemente ausgeschieden. Wir wollen dafür zwei Beispiele anführen: 1) die Pythagoräische Zahlentheorie und 2) das Problem der Zeit.

bekannter sein als das zu vergleichende. Verschiedenheit und Ähnlichkeit müssen in beiden Dingen (Analogaten) untrennbar (metaphysische A.) oder doch wenigstens ungetrennt sein (physische A.). In der sogen. Attributions-A. wird das, was die Ähnlichkeit der beiden Dinge ausmacht, dem zweiten Analogat vom ersten zugeteilt (wenn z.B. sowohl der menschliche Körper als auch ein Handelsunternehmen als "gesund" bezeichnet werden), in der sog. Proportionalitäts-A. enthält jedes Analogat etwas, worin es dem anderen zugleich ähnlich u. unähnlich ist (Beispiel: die ↑*analogia entis*, bei der Gott und die Geschöpfe auf das beiden gemeinsame Sein bezogen sind.)

Die verlorene Analogie

Nach Aristoteles (Metaphysik A 5) sind für die Pythagoräer die Elemente der Zahlen die Elemente alles Seienden, weshalb das ganze Weltall ein harmonisches System von Zahlen und ihren Verhältnissen ist. Dabei fassten sie das Verhältnis zwischen Zahl und Realität als das einer Analogie auf, worauf Aristoteles ausdrücklich hinweist. Als Analogie aber muss die Zahl dialektische Struktur haben, das heißt, sie muss Gegensätze in sich vereinigen, ohne sie durch die Vereinigung qua Gegensätze zu vernichten – wie das in der *coincidentia oppositorum* des Kusaners geschieht. Die Doppelsinnigkeit des Pythagoräischen Zahlbegriffs zeigt sich sofort bei der ersten Zahl, der Eins. Die Eins repräsentiert gemäß der Pythagoräischen Lehre zugleich Grenze und Unendliches. Nun ist es für uns heute selbstverständlich, dass in der Reihe der natürlichen ganzen Zahlen jede Zahl nur einen Vorgänger und einen Nachfolger hat (Peano-Axiom). Das ist aber gar nicht selbstverständlich, wenn man voraussetzt, dass schon der Begriff der Eins doppeldeutig ist. In der linearen Folge der uns vertrauten natürlichen Zahlen ist die Eindeutigkeit der Eins stillschweigend vorausgesetzt. Bezeichnenderweise aber hat noch Plato, der mit dem Pythagoräischen Zahlenbegriff arbeitet, eine mehrlinige Zahlenfolge angenommen und sie zu entwickeln versucht. Diesem Versuche ist Aristoteles im Buch M seiner Metaphysik mit einer für damalige Zeiten vernichtenden Kritik begegnet. Und mit ihm bricht die mathematische Analogietheorie des Seins ab. Diese Theorie hat sich dann nur in wissenschaftlich nicht ernstzunehmenden Zahlenspekulationen im Gnostizismus (und später in der Kabbalah) fortgesetzt. Bezeichnend ist, dass mit dem Gnostizismus die Dogmengeschichte des Christentums beginnt (vgl. A.v. Harnack, Dogmengeschichte 1). *Soweit aber die wissenschaftliche Entwicklung des griechischen Geistes in Frage kam, wird mit Aristoteles das Analogieproblem aus der theoretischen Betrachtung der Wirklichkeit ausgewiesen.*

In genau dem gleichen Sinne beginnt, wie G. J. Whitrow (*The Natural Philosophy of Time*, Harper, Torch Book Ed. New York 1963) gezeigt hat, mit Archimedes der Prozess der Eliminierung des Zeitproblems. Dieser Eliminationsprozess hat sich bis in die Gegenwart fortgesetzt, wo er schließlich in der Minkowski-Einsteinschen vierdimensionalen Weltgeometrie, in der die Zeit einfach als vierte Koordinate den drei Raumkoordinaten zugeordnet wird, sein Ende findet. In dieser «Geometrisierung der Zeit» ist aber wieder ein Analogie-Problem, nämlich das zwischen Zeitlichem und Ewigem verschwunden und restlos vernichtet.

Es war nötig, auf diese historischen Daten hinzuweisen, damit man verstehen kann, welche Folgen die Hellenisierung des Christentums für die religiöse Metaphysik gehabt hat. Seit der Zeit des Hellenismus und das ganze Mittelalter hindurch sind in der Entwicklung des christlichen Dogmas ungeheure Anstrengungen gemacht worden, dasselbe mit den begrifflichen Mitteln zu verstehen, die das Griechentum zur Verfügung gestellt hatte. Das vornehmste dieser Mittel war die Aristotelische Logik. Diese Logik aber ist alles andere als ein Vehikel des Analogie-Denkens. In ihr ist die Dialektik, zwecks deren Elimination man bereits die tiefsinnige Pythagoräische Zahlenlehre und das Analogie-Problem der Zeit als wissenschaftlich nicht verwertbar aufgegeben hatte, für die nächsten 2000 Jahre endgültig zum Verschwinden verurteilt.

Der metaphysische Verarmungsprozess

Vergleicht man das religiös-metaphysische Denken des Mittelalters mit der ersten christlichen Theologie des Gnostizismus, dann fällt einem sofort der fortschreitende intellektuelle Verarmungsprozess auf, der etwa mit Augustin beginnt und heute wohl insofern sein Ende gefunden hat, als schlechterdings nichts mehr an metaphysischen Motiven da ist, die noch verlorengehen könnten. Die Verantwortung trägt die Aristotelische Logik, die alles Analogie-Denken und dialektische Methodik aus dem Bereich der Rationalität grundsätzlich ausschließt. Es ist nicht schwer, das an der zweiwertigen Struktur dieser Logik aufzuzeigen. Der eine der beiden zur Verfügung stehenden Werte «designiert», das heißt, er bezeichnet den Gegenstand, weist auf ihn hin und repräsentiert ihn im System des Logischen. Der zweite sogenannte negative Wert ist nicht designierend. Das bedeutet, er ist der Index des Reflexionsprozesses, der den Gegenstand im Bewusstsein abbildet. Der designierende oder positive Wert repräsentiert Eindeutigkeit, während der Negationswert vieldeutig ist, um der lebendigen Reflexion den ihr gebührenden Bewegungsraum zu geben. Ist aber der positive designierende Wert eindeutig, dann kann das, worauf er hinweist, nämlich das Sein überhaupt, auch nur als eindeutig verstanden werden. Ein eindeutig und einwertig verstandenes Sein ist aber keine Analogia Entis, es ist vielmehr die *coincidentia oppositorum*, in der die dialektische Doppeldeutigkeit von Objektivität vollkommen zerstört ist. Das Sein ist hier in sich ruhende, undialektische und unanaloge absolute Identität mit sich selbst.

Es ist in diesem begrifflichen Zusammenhang irrelevant, welche *Absichten* das metaphysisch-religiöse Denken motivieren. Selbstverständlich hatte keiner der mittelalterlichen Denker die Intention, das absolute Sein oder Gott in einer nicht-analogen Begrifflichkeit zu denken. Aber auf die guten Absichten kommt es hier nicht im geringsten an. Was allein zählt, ist die Tatsache, dass man mit den Mitteln der Aristotelischen Logik eine solche Intention nicht verwirklichen und die Analogia Entis nicht in den intellektuellen Focus bekommen kann.

Der Unterschied von göttlichem und menschlichem Denken

Dazu kam die weitere gravierende Tatsache, dass man sich schlechterdings nicht bewusst war, dass die Aristotelische Logik dem Denken solche Grenzen setzte. Da man in ihr die Definition von Rationalität überhaupt sah, hielt man sie für das intellektuelle Vehikel, mit dem nicht nur diese Welt, sondern auch die Transzendenz begrifflich analysiert und durch das Dogma fixiert werden konnte. Wenn man trotzdem von Mysterien sprach, auf die das Dogma hinwies, so meinte man damit nicht, dass das intellektuelle Vehikel, dessen man sich bediente, per se nicht ausreiche, sondern dass der menschliche Verstand zu unvollkommen sei und sich nicht in einer Lage befände, die ihm zur Verfügung stehenden logischen Mittel voll auszunutzen. Das wird in der philosophischen Diskussion, die von Boethius zu William Occam geht und die in dessen *Tractatus de Predestinatione et de Praescientia Dei et de Futuris Contingentibus* gipfelt, aufs deutlichste klargestellt. Diese Diskussion bezog sich auf die Aristotelische These in dem berühmten 9. Kapitel von Peri Hermeneias, dass der Satz vom ausgeschlossenen Dritten (der die zweiwertige Logik zum System zusammenfasst) zwar für das Zukünftige gelte, aber auf dasselbe nicht *anwendbar* sei. Hierin sah die christliche Theologie das unterscheidende Kriterium von menschlichem und göttlichem Intellekt. Da Gott über der Zeit

steht, ist für ihn der Satz vom ausgeschlossenen Dritten unbeschränkt anwendbar. Für den menschlichen, der Zeit unterworfenen Verstand bezieht sich die Anwendbarkeit dieses Satzes aber nur auf die Vergangenheit.

Die ganze sich über Jahrhunderte hinziehende Diskussion des Problems ist bezeichnend für die Selbstverständlichkeit, mit der man annahm, dass auch Gott, sofern er Bewusstsein und Geist ist, mit den Mitteln der zweiwertigen Logik denkt. Im Gegensatz zum Menschen aber ist sein Anwendungsbereich dieser Logik an keine Grenzen gebunden. Man hat sich die enormen Konsequenzen einer solchen Auffassung niemals klar gemacht. Wenn Gott mit denselben logischen Mitteln «denkt» wie der Mensch, dann sieht er sich in seiner Selbstinterpretation auch nicht als *Analogia Entis*, sondern als *coincidentia oppositorum*, da nur die letztere aus den Isomorphie-Gesetzen der klassischen zweiwertigen Logik folgt. Beharrt der Mensch aber darauf, das Göttliche als *Analogia Entis* zu interpretieren, so setzt er sich damit mit der «Selbstinterpretation» Gottes in Widerspruch.

Das Problem ist also sehr einfach. Der menschliche Verstand behauptet, dass die Frage nach dem absoluten Sein oder Gott ein Analogie-Problem ist, weil unser Denken an das Geheimnis der Transzendenz aus Mangel an Denkkraft in keiner Weise heranreicht. Da man aber nun nicht ernsthaft behaupten kann, dass Gott, der jene Transzendenz ist, ebenfalls nur über unzureichende Denkkraft verfügt, fällt für das göttliche Bewusstsein das Analogie-Schema automatisch fort. Aber wie soll sich das Selbstverständnis Gottes primordial (d.h. vor der mit der Schöpfung beginnenden Geschichte) dann ausdrücken, wenn nicht als *coincidentia oppositorum*? Denn diese beiden Konzeptionen sind bisher die einzigen, die in der Geschichte der Philosophie aufgetreten sind – immer vorausgesetzt, dass das Organon dieser Philosophie die zweiwertige Logik ist. Mit dieser Logik lässt sich aus der Problematik des absoluten Seins einfach nicht mehr herausholen, als in der Geschichte der Philosophie bis zum Ende des Mittelalters herausgeholt worden ist. Am Ende des Mittelalters hatte der abendländische Mensch die metaphysischen Reserven seiner Epoche erschöpft; sein spiritueller Verarmungsprozess war komplett geworden, und was dann begann, war die Säkularisierung des erworbenen Wissens in Naturwissenschaft und Technik, wobei die fortschreitende technische Raffinesse mit einem sich im selben Tempo fortbewegenden metaphysischen Bornierungsprozess Hand in Hand geht.

Die Erweiterung der Tran-szendenz durch die Intro-szendenz

Auf die einfachste Formel gebracht: In der vergangenen Epoche suchte der Mensch das Rätsel des Seins zu lösen, indem er den Ursprung dieses Rätsels in ein absolutes Jenseits außerhalb der irdischen Welt verlegte. Dieses Jenseits war in das Dunkel des Geheimnisses und des Mysteriums gehüllt (*Analogia Entis*). Nur das Diesseits war lichtüberstrahlter Tag, in dem das Auge der Vernunft ein Bild des Seins entwerfen konnte. Denn Theorie bedeutet Sehen. Soweit man aber vom Jenseits redete, geschah das in der Begrifflichkeit einer Lichtmetaphysik (Bonaventura). Das Resultat jener Bemühungen war nicht ein Blick auf die *Analogia Entis*, sondern nur auf die *coincidentia oppositorum* als letzte mögliche Formulierung des Identitätsprinzips. Es muss hier noch einmal mit allem Nachdruck wiederholt werden: Es kommt in der Wissenschaft und im Fortgang der Philosophie nicht im geringsten darauf an, was sich das Denken erwünscht und

was es erstrebt, sondern auf das, was es wirklich erreicht. Und *das reelle Ziel, zu dem die abendländische metaphysische Reflexion bisher gelangt ist, ist die absolute Identität des klassischen Seinsbegriffs in der coincidentia oppositorum*. Dabei hilft es nicht im geringsten, wenn man wortreich und mit großer Emphase versichert, dass man «eigentlich» etwas ganz anderes meint – nämlich die geheimnisvolle Analogia Entis. Auch die beredtsten und suggestivsten Ausdrücke, in denen man über die letztere sprechen kann, gehören – soweit sie mehr als emotional-erbaulichen Wert haben sollen – dem Aussagenbereich der klassischen Logik an. Aber die zweiwertige, Aristotelische Logik kann unter metaphysischen Gesichtspunkten schlechterdings nichts anderes anvisieren als die reflexionslose Unmittelbarkeit der *coincidentia oppositorum*. Auf Versicherungen aber ist, wie Hegel bekanntlich sagt, in der Philosophie nichts zu geben – und das gilt auch für eine Theologie, die auf wissenschaftlichen Rang Anspruch macht.

Daraus ist nun von der spirituellen Inkompetenz des Durchschnittsintellektuellen der Neuzeit geschlossen worden, dass die Metaphysik und die Religion tot sind und einer heute überwundenen Stufe der Geistesgeschichte angehören. Was aber die Entwicklung der Philosophie und der Theologie allein zeigt, ist, dass die Schematik aller bisherigen Lösungsversuche zu eng ist und dem exakten Denken nicht genügend Spielraum gestattet. An dieser Stelle tritt die transklassisch-mehrwertige Logik und die Kybernetik mit einem neuen Gedanken auf den Plan. Während die Theorie der Mehrwertigkeit impliziert, dass es exaktes Denken auch jenseits des Bereiches der klassischen Rationalität geben kann, behauptet die Kybernetik, dass kein Realsystem ausreichend verstanden werden kann, es sei denn im strukturellen Gegensatz zu einer Umgebung, relativ zu der es sich als systematische Einheit verhält. Nun ist aber offensichtlich, dass das Jenseits der klassischen Tradition diese Funktion nicht übernehmen kann. Der Himmel, in dem der göttliche Geist unter seinen Engelscharen thront, ist keine «Umgebung» des Irdischen. Wohl aber können wir sagen, dass die irdische uns bekannte, physikalische Welt auf ebenso irdischen «transphysikalischen» Bedingungen ruht, die sich nicht vollständig objektivieren lassen, aber deshalb noch lange nicht zur Transzendentalität des reinen Geistes gehören. Nietzsche hat den Tatbestand, um den es sich hier handelt, in seherischer Voraussicht mit den Worten ausgesprochen: «Die Welt ist tief, und tiefer als der Tag gedacht». Für die klassische Tradition ist die Welt reine, vom Licht des Bewusstseins erhellte Oberfläche. Dass diese Oberfläche aber eine diesseitige Tiefe verbirgt, die ebenso unergründlich ist wie das Jenseits, aber trotzdem zum irdischen Hier und Jetzt gehört, davon ahnt die klassische Tradition nichts. Aus dieser neuen Einsicht aber entspringt die erkenntnistheoretische Situation der Kybernetik. Zu der klassischen Transzendenz (die dadurch nicht im geringsten entwertet wird) tritt eine diesseitige Introszendenz, in der sich die empirisch reale Welt durch ein Unergründliches hindurch zu sich selbst verhält. Anders und in mehr wissenschaftlicher Terminologie ausgedrückt: es ist unmöglich, ein physikalisches System zureichend zu beschreiben, ohne davon auszugehen, dass es sich in einem Realzusammenhang, also einer Umgebung befindet, die für die jeweilige physikalische Begriffsbildung trans-physikalisch ist. Stärker generalisierte physikalische Begriffsbildungen mögen schließlich einen Teil dieser Umgebung in das unmittelbare physikalische Weltbild hineinziehen. Aber dieser Prozess ist nicht abschließbar, denn das Physische ruht in einer unergründlichen «zweiten» Transzendenz, die ich als Introszendenz bezeichnet habe, weil hier das Denken nicht aus der Welt zu einem jenseitigen Himmel emporsteigen, sondern immer tiefer in das Innere der «Materie» und ihre Reflexionsfähigkeit hinabsteigen will.

Der Ausblick auf eine neue Metaphysik der Ultra-szendenz

Da die klassische, zweiwertige Logik auch für alle Zukunft gültig ist, behält gleichfalls der alte klassische Transzendenzbegriff seine Legitimität und metaphysische Relevanz. Er ist durch nichts widerlegt, aber der erkenntnistheoretische Ansatz der Kybernetik zeigt, dass das, was man früher als den Inbegriff aller Metaphysik verstanden hat, lediglich ein Spezialproblem einer weiter gespannten Metaphysik ist, die zwei einfache Transzendenzen umfasst und in einer Ultraszendenz zu vereinigen sucht. Aus diesem Grunde geht, wie es dem Autor scheint, der theologische Hinweis auf den Analogiecharakter der absoluten Identität an dem neuen Problem, das die Kybernetik aufgeworfen hat, vorbei. Er projiziert das Analogieproblem ganz in die Dimension der klassischen ersten Transzendenz, während es für den Kybernetiker erst dort auftreten kann, wo sich das Denken mit dem Verhältnis von Transzendenz und Introszendenz in der Dimension einer zu postulierenden Ultraszendenz beschäftigt.

Das echte Problem der *Analogia Entis* kann in der klassischen Tradition nicht gefunden werden. Es hat erst in der Reflexionsphilosophie des deutschen Idealismus den ihm gebührenden systematischen Platz. Im Bereich der klassischen Metaphysik spricht man zwar viel von ihm, was aber dort an Problematik auftritt, ist ausschließlich die Problematik eines reflexionslosen Seins. Das vergebliche Suchen nach der *Analogia Entis* hat, wie Hegel in der Phänomenologie des Geistes sagt, nur ein «unglückliches Bewusstsein» erzeugt. Dasselbe sucht etwas, was von ihm nicht gefunden werden *kann*. Damit aber ist das Problem, wie der transzendente Idealismus demonstriert hat, als präzise formulierbares philosophisches Problem keineswegs erledigt. Es ist ein Problem der Zukunft, das in seiner eigentlichen Bedeutung erst dann sichtbar werden wird, wenn die Metaphysik sich der transklassisch mehrwertigen Logik als Organon bedienen wird. Mit Hilfe der in der Geschichte des Geistes bisher entwickelten, zweiwertigen Logik ist das primordiale Sein nur als unanaloge, reflexionslose und indifferenzierte Identität zu verstehen.

Das theologische Missverständnis, beruht darauf, dass man von jenem Begriff des Seins spricht, den die religiöse Sehnsucht bisher vergeblich erstrebt hat, während in meinen Schriften nur von jenem Seinsbegriff die Rede ist, den das menschliche Denken bisher *erreicht* hat und der auf dem bis dato erarbeiteten Kommunikationsniveau allein in kontrollierbarer Form weitergebbar ist.

The text was originally edited and rendered into PDF file for the e-journal <www.vordenker.de> by E. von Goldammer

Copyright 2004 vordenker.de

This material may be freely copied and reused, provided the author and sources are cited
a printable version may be obtained from webmaster@vordenker.de